

Paul Collins
Der Mord des Jahrhunderts

PAUL COLLINS

DER MORD DES JAHRHUNDERTS

Der Fall Guldensuppe

Aus dem Amerikanischen
von Carina Tessari

IRISIANA



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Murder of the Century. The Gilded Age Crime
That Scandalized a City & Sparked the Tabloid Wars«.
© 2011 by Paul Collins

All rights reserved including the right of reproduction in whole
or in part in any form.

This translation published by arrangement with Crown Publishers,
an imprint of the Crown Publishing Group, a division of Random
House, Inc.

© 2011 der deutschsprachigen Ausgabe Irisiana Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH München

Bildnachweis

General Research Division, The New York Public Library, Astor,
Lenox and Tilden Foundation: 135 (NYEJ, June 30, 1897), 289 (NYEJ,
November 30, 1897), 373 (NYEJ, July 20, 1907); Library of Congress:
9 (NYJ, June 29, 1897), 13 (NYJ, June 28, 1897), 69 (NYW, November
12, 1897), 193 (NYJA, October 6, 1897), 195 (NYJA, October 7, 1897),
207 (NYJ, November 30, 1897)

Umschlaggestaltung und -konzeption: Geviert – Büro für
Kommunikationsdesign, München, Christian Otto unter Verwendung
einer Fotografie von © Bridgeman Berlin

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-424-15122-0

817 2635 4453 6271

Für Mom und Dad,
die mich in die geheimen Welten ihrer Bücherregale
haben eintauchen lassen.

INHALT

| | |
|--|-----|
| Über dieses Buch | 11 |
| I. Das Opfer | 13 |
| 1. Das Geheimnis des Flusses | 14 |
| 2. Die Rückkehr eines Detectives | 23 |
| 3. Der zerstückelte Mann | 32 |
| 4. Die Bluthunde | 43 |
| 5. Jill the Ripper | 56 |
| II. Die Verdächtigen | 69 |
| 6. Der Bäcker in Hell's Kitchen | 70 |
| 7. Die Nachbarin des Leichenbestatters | 83 |
| 8. Der Witwentröster | 96 |
| 9. Der verschwundene Schuhmacher | 106 |
| 10. Der stumme Kunde | 120 |
| III. Die Anklage | 135 |
| 11. Eine Sache auf Leben und Tod | 136 |
| 12. Kopf oder Zahl | 149 |
| 13. Die Königin der Gräber | 161 |
| 14. Die Glücksspielerin | 176 |
| 15. Klondike-River-Willie | 191 |
| IV. Der Prozess | 207 |
| 16. Corpus Delicti | 208 |
| 17. Blutdurchtränkt | 223 |
| 18. Gefangen im Scheinwerferlicht | 237 |
| 19. Von Sensen und Sägen | 254 |
| 20. Ein herrlicher Mord | 269 |

| | |
|--|-----|
| V. Das Urteil | 289 |
| 21. Mrs Nacks Außenstelle | 290 |
| 22. Im Raucherabteil nach Sing-Sing | 305 |
| 23. Ein Auftrag für Smith und Jones | 319 |
| 24. Leben und Sterben in New York | 333 |
| 25. Tote sind mitzunehmen | 347 |
| | |
| Epilog: Der Letzte seiner Art | 365 |
| Danksagung | 371 |
| Quellen | 373 |
| Anhang | 381 |

IS ANY ONE YOU KNOW MISSING?

Send Any Information You May Possess to the Journal and
It May Aid in Clearing Up a Mystery.

To the Public:

Do you know of a missing man? If you have a friend, a relative or an acquaintance who has disappeared, or if you have knowledge of the disappearance of any man, please send the information in detail to the Journal. Communications marked "Not for publication" will be held in strict confidence, and the information therein will be intrusted to none but the most reliable reporters, who will use it only to aid in solving the murder mystery that all society is interested in having cleared up. Do not assume that the missing man of whom you know cannot possibly be the victim. Send the facts to the Journal, and you may aid in bringing a murderer to justice.

THE JOURNAL.

»Wird irgendjemand vermisst, den Sie kennen? Schicken Sie dem Journal alle Informationen zu, die Sie darüber besitzen. Es könnte helfen ein Geheimnis zu lüften.« (*New York Journal*, 29. Juni 1897)

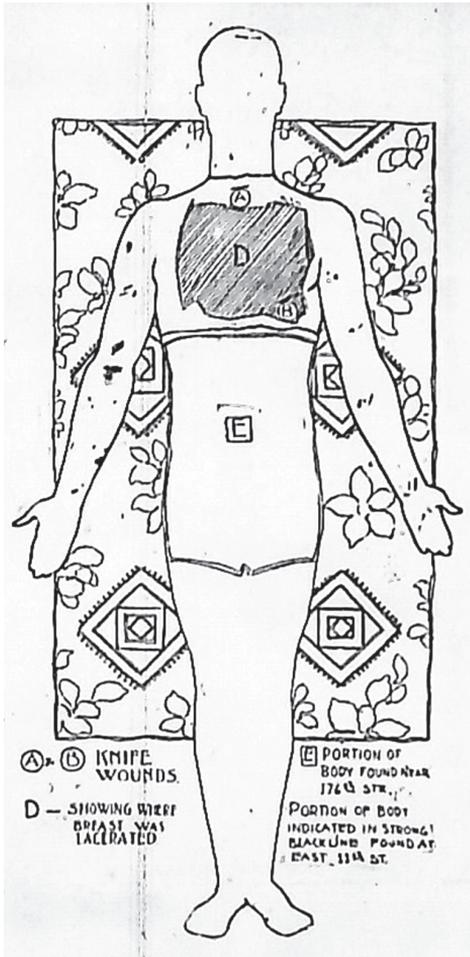
ÜBER DIESES BUCH

Die enorme Berichterstattung über diesen Fall, der zuweilen ein Dutzend und mehr Zeitungen dazu veranlasste, ihre Reporter ins Feld zu schicken – von den anschließend veröffentlichten Memoiren der Beteiligten ganz zu schweigen –, ermöglichte es mir, mich auf unzählige Augenzeugenberichte zu stützen. Sämtliche in Anführungszeichen gesetzte Aussagen sind Originalzitate, und während ich den Wust an Worten freizügig gekürzt habe, wurde nicht ein einziges Wort hinzugefügt.

P.C.

I.

DAS OPFER



Leichenschaubild (*New York Journal*, 28. Juni 1897)

1. DAS GEHEIMNIS DES FLUSSES

Es war ein schlechter Nachmittag für gute Schlagzeilen. Entlang der Anlegestellen am East River schwitzten die Zeitungsjungen in der sengenden Sommerhitze, bereit, sich auf die ankommenden Passagiere der Fähren von Brooklyn zu stürzen. Sie waren bewaffnet mit unzähligen Ausgaben sämtlicher rivalisierender Tageszeitungen Manhattans vom Samstag, dem 26. Juni 1897, darunter sensationslüsterne Boulevardblätter wie Pultizers *World* und Hearsts *Journal*, Flaggschiffe à la *Herald* und *Sun* oder Zwergblättchen wie die *Post* und die *Times*. Gegen halb drei trafen die Nachmittagsausgaben ein, dann landeten die Morgenzeitungen auf Stapeln und vergilbten in der Sonne. Doch wer etwas über Befehle von Präsident McKinley lesen wollte, über offene Feldschlachten im Sudan oder über neue Kompositionen von Marschkönig Sousa, der suchte vergeblich. Die einzig wirkliche Meldung heute war das Wetter: »OH JA! ES IST HEISS GENUG!«, lautete eine nach Frischluft japsende Schlagzeile.

Die von Bord gehenden Fahrgäste, für die ein Zitronenwasser an den Erfrischungsständen entlang des Ufers unerschwinglich war, löschten ihren Durst mit schnöder Kost – unsterilisierte Buttermilch zu zwei Cent oder sterilisierte zu drei Cent. Anschließend steuerten sie Richtung East Third Street, wo Bürgermeister Strong eine Rede anlässlich der Einweihung des neuen, über 200 Meter langen Piers halten würde. Es war der erste Pier der Stadt, der ausschließlich dem Flanieren diente, ein Bauwerk aus weiß gestrichenem Schmiedeeisen, unter dessen Kuppel eine Blaskapelle soeben zum schwungvollen »Elsie from Chelsea« anstimmte.

Doch nicht alle zog es zum neuen Pier. Inmitten des Gewühls

aus Zeitungsjungen und Damen mit Sonnenschirmen bahnten sich vier Jungs ihren Weg in genau die entgegengesetzte Richtung. Sie waren aus ihren unerträglich heißen und rußigen Backsteinwohnungen in der Avenue C geflüchtet, allerdings nicht, um ein Bad in einer schwitzenden Menschenmenge zu nehmen. Für sie ging nichts über den Pier an der East Eleventh Street, ein nicht mehr genutzter, knapp einen Meter über dem Wasser liegender Landesteg, umgeben von Steinen, auf denen sich vorzüglich Kleidung trocknen ließ. Die Jungs nahmen den Pier ein wie ein Landungstrupp Piraten, erklärten ihn zu ihrem Eigentum und faulenzten anschließend mit frech in die Stirn gezogenen Schiebermützen und kreisrunden Strohhüten in der Sonne. Es war der perfekte Platz, um das fast fertiggestellte Boot ein paar Piers weiter zu beobachten – ein mysteriöses Panzerschiff in Form eines gigantischen Störes, dessen Erfinder versprach, es würde mit ganzen 43 Knoten über den Atlantik gleiten. Als die Jungs von dem Boot schließlich genug hatten, ließen sie ihre Blicke wieder über das Wasser schweifen. John McGuire entdeckte es zuerst: ein rotes Bündel, das mit der Strömung gegen den Fähranleger klatschte und dann wieder zurücktrieb.

»Das schnapp ich mir!«, rief McGuires Freund Jack McKenna. »Ach ja? Meinst du?«, höhnte John. Doch Jack hatte sich schon ausgezogen und sprang kopfüber vom Pier ins Wasser. Er war ein drahtiger zwölfjähriger Bursche mit einem beeindruckenden Schwimmstil, und er packte das Bündel gerade noch rechtzeitig, bevor es vom Kielwasser der Greenpoint-Fähre mitgerissen werden konnte. Sie würden die Beute untereinander aufteilen: Vielleicht war es ein Bündel Kleidung oder Frachtgut, das von einem Lastschiff gefallen war. Man konnte nie wissen, was sich im East River fand.

Jack wuchtete das Paket auf die Steine hinauf. Es hatte etwa die Größe eines Sofakissens, und es war schwer – mindestens

15 Kilo, straff verpackt in ein leuchtend rot-goldenes Wachstuch.

»Es ist zu«, sagte Jack, während er tropfnass auf die Steine kletterte. Das Bündel war fachmännisch mit einem weißen Strick verschnürt; er würde Probleme haben, ihn mit seinen kalten, nassen Fingern zu entknoten. Doch John hatte ein Messer dabei und machte sich auch schon daran, den Strick zu zerschneiden. Während sich immer mehr Kinder um den Fund scharten, um zu sehen, welcher Schatz hier geborgen wurde, sägte John schneller und schneller, bis er plötzlich abrutschte und mit der Klinge in das Bündel stieß. Blut quoll aus dem Inneren. John fand, dass das ein gutes Zeichen war. Es wurden alle möglichen Lebensmittel von Brooklyn aus über den Fluss geschickt. Vielleicht war es eine frische Schweinehälfte.

»Wollen wir doch mal sehen, was da drinnen ist«, rief er und bearbeitete den Strick verbissener. Als er durchtrennt war, wickelte John das saubere, neue Wachstuch auseinander. Darunter befand sich eine weitere Schicht: dreckiges, geschwärztes Sackleinen, das mit Schnur umwickelt war. John durchtrennte auch diese und stieß auf eine dritte Schicht, diesmal trockenes, grobes Packpapier. Ungeduldig riss er es weg. Und im nächsten Moment erstarrte der kleine Pulk für einen schier endlosen Augenblick.

Vor ihnen auf den Steinen lag ein Arm. Zwei Arme, um genau zu sein. Zwei Arme, die an einem muskulösen Brustkorb hingen – das war alles.

Die Polizei glaubte zu wissen, auf wessen Konto das ging.

»Medizinstudenten«, murmelten sie, während sie den abgesägten Brustkorb in Augenschein nahmen. Über eine halbe Stunde hatten die Jungs unentschlossen am Fluss neben dem grauisigen, kopflosen Fund gesessen und überlegt, was sie tun sollten. John hatte sicherheitshalber sein Messer ins Wasser ge-

worfen, aus Furcht, für irgendetwas zur Verantwortung gezogen zu werden. Doch es bestand kein wirklicher Grund zur Sorge: Ein Streifenpolizist kam und schleppte das Paket hinauf auf den Pier ins Trockene, dann trafen zwei Detectives von der Union Market Station ein. Ohne übertriebene Eile riefen sie schließlich im Büro des Leichenbeschauers an, um ihm mitzuteilen, dass sich irgendwelche Medizinstudenten wieder einmal einen ihrer berühmten Scherze erlaubt hätten.

Es gab insgesamt fünf Hochschulen in der Stadt, an denen Leichen untersucht werden durften, und man fand deren Einzelteile an den unglaublichsten Orten auf: Beine in Hauseingängen, Finger in Zigarrenkisten und derlei Unfug. Als sich der Leichenbeschauer endlich die Mühe machte, das Paket abzuholen, hatte es bereits ganze drei Stunden am Pier an der East Eleventh Street gelegen und war den neugierigen Blicken der gesamten Nachbarschaft ausgesetzt gewesen.

Unterdessen hatten die umstehenden Jungs eifrig damit begonnen, den Fluss nach »jedem im Wasser treibenden Gegenstand« abzutauchen, »der auch nur im Entferntesten einem menschlichen Körperteil ähnelte«, wie es ein Beobachter formulierte. Eifrig zerrten sie wasserdurchtränkte Fässer, Kisten und morsche Holzplanken auf den Pier – doch leider war das auch alles.

Schließlich traf der Kutscher des Leichenschauhauses ein. Er wickelte den grausigen Fund wieder in das Wachstuch ein, warf das Bündel auf seinen Wagen, trieb sein Pferd an und ruckelte davon. Noch prägten Pferdekutschen das Stadtbild von New York. Die erste Motorkutsche hatte man hier vor zwei Jahren gesehen, doch sie blieben ein derart seltener Anblick, dass Manhattan noch nicht einmal seinen ersten Automobilunfalltoten zu verzeichnen hatte. Alle auf andere Weise zu Tode gekommenen Opfer folgten dem gleichen Weg wie dieses hier: 15 Blocks nördlich bis in die Twenty-Sixth Street.

Dort stand das Backsteingebäude, in dem das Leichenschauhaus untergebracht war.

Ausnahmslos alle wurden sie dorthin gebracht: hüpfende Kinder, die unter die Räder einer Milchkutsche gerieten; Leierkastenmänner, die mitten im Central Park einen Gehirnschlag erlitten; Sautbrüder, die ihr seliges Ende in einem Rinnstein in der Bowery nahmen; Gentlemen, die in einem Lokal einer Stichverletzung erlagen. Das Bellevue-Leichenschauhaus war Treffpunkt der Toten und Totentänzer: Dort trieben sich immer irgendwelche Journalisten herum, denn bei durchschnittlich 20 nicht identifizierten Leichen pro Tag – deutlich mehr bei Kälteeinbrüchen oder Hitzewellen – fand sich immer eine Meldung für die Spätausgabe.

Noch vor dem Einsetzen der derzeit herrschenden Hitzewelle hatte allerdings das Bellevue selbst für allerlei Schlagzeilen gesorgt: Der ehemalige Verwalter des Leichenschauhauses war verhaftet worden, nachdem er 27 Jahre lang illegal Körper an hiesige medizinische Fakultäten verkauft hatte. Tatsächlich waren es so viele gewesen, dass er bei einem Preis von fünf Dollar pro Stück und einem monatlichen Gehalt von 60 Dollar ein Vermögen von über 100 000 Dollar angehäuft hatte. Die einfacheren Bediensteten gaben sich derweil mit weniger zufrieden: Für eine Zigarre oder einen Beutel Drehtabak waren sie bereit, Reportern freien Zutritt zu einem 20 mal 25 Meter großen fensterlosen Gebäude zu verschaffen, das auf der einen Seite mit Marmorplatten, auf der anderen Seite bis auf Brusthöhe mit gekühlten Schubfächern bestückt war.

Ein Streifzug durch diese »Leichenbücherei« war jedoch ein recht fragwürdiges Vergnügen. Die einzigen Lichtblicke in der Düsternis stellten ein einzelnes Oberlicht und die gelegentlichen Stupser eines umherstreifenden, dort beheimateten Katers dar. Es gab keine Ventilatoren, und über den Marmorplatten, auf denen die zuletzt eingetroffenen Toten nackt auf ihre

Identifizierung warteten, schwirrten unablässig Fliegen. Der Versuch, die Körper mittels eines stetigen eiskalten Sprühregens frisch zu halten und die Fliegen zu verscheuchen, konnte nur als wirkungslos bezeichnet werden. Das Resultat war eine dunkle, feuchte Höhle, in der sich die gebrochenen Männer und Frauen der Stadt stapelten. Es war – darüber waren sich die New Yorker einig – der elendste Ort der Stadt. Am schlimmsten allerdings waren die geschundenen und aufgedunsenen Überreste jener Menschen, die Tag für Tag aus dem Fluss gezogen wurden, nachdem sie sich von Brücken gestürzt oder missglückte Schwimmversuche unternommen hatten.

»Dieser grauenhafte Ort – Gott!«, würde sich der Schriftsteller Theodore Dreiser später an die Zeit erinnern, die er als Reporter der *World* dort verbrachte. »Tagtäglich wurde von New Yorks Flüssen menschliches Treibgut in jedem nur erdenklichen Stadium der Verwesung angespült und ausgespuckt – diese Abfallprodukte der großen Stadt, ihre Opfer, ihre *was?*« Die Frage nach dem Wer und Was warfen die namenlosen Leichen jedes Mal unweigerlich auf. Die Herkunft des in Wachtuch gewickelten Bündels jedoch, das an diesem Nachmittag eingetroffen war, war nicht allzu schwer zu erraten.

»Medizinstudenten«, mutmaßte ein Angestellter, während er die Ankunft des Brustkorbs im Geschäftsbuch vermerkte.

Vermutlich ein Teil eines Körpers hier aus ihrem Leichenschauhaus, vielleicht von einer Leiche, die vor ein oder zwei Tagen verkauft worden war. Nun, wer immer es war, er war zurückgekehrt. Sie würden natürlich die obligatorischen 72 Stunden abwarten; danach ginge es weiter in die Sargkammer, in der ein anderer Angestellter billige Bretter zu Särgen zusammenzimmerte. Jeder, der nach drei Tagen von niemandem vermisst wurde, kam in die Sargkammer – dort wurde der Körper fotografiert, die Kleidung für eventuell später eintreffende Freunde oder Verwandte zur Identifizierung eingelagert, Geld

oder Wertsachen flugs eingesteckt. Anschließend wurden die frisch befüllten Säрге durch den Hinterausgang auf den Pier verfrachtet. Jeden Tag legte ein Boot an, um die Toten auf eine schauerliche letzte Reise den East River hinauf mitzunehmen. Ziel war Hart Island, wo ein Massengrab auf dem Armenfriedhof Potter's Field auf sie wartete.

Dorthin würde zweifellos auch dieses Paket geschickt werden, und kein Mensch würde je wieder etwas davon hören.

Als Dr. Thomas Murphy, der medizinische Leiter des Bellevue-Krankenhauses, und Gerichtsarzt Dr. George Dow auf ihrer abendlichen Visite im Leichenschauhaus vorbeischaute, scharten sich dort wie üblich Reporter von *World*, *Herald* und *Evening Telegram*, um sich ihre tägliche Dosis Mord und Totschlag verabreichen zu lassen. Sie hatten heute bereits eine gute Schlagzeile aus dem Bellevue-Krankenhaus erhalten, nachdem der millionenschwere Geschäftsmann Diamond Jim Brady seine Mutter in die dortige geschlossene Abteilung hatte zwangseinweisen lassen. Doch es bestand immer die Chance auf mehr, und als die beiden Ärzte auf ihrer üblichen Runde an dem Fund aus dem Fluss vorbeikamen, blieben sie wie angewurzelt stehen und tauschten vielsagende Blicke aus.

Dr. Murphy machte sich daran, das in ein Wachstuch gewickelte Bündel zu untersuchen: den muskulösen Thorax und die starken Schultern eines weißen Mannes, die Arme vor der Brust gekreuzt, die Hände auf den Schultern ruhend. Der Kopf, wo immer er sich jetzt befand, war recht stümperhaft am Kehlkopf abgehackt worden, wohingegen der Brustkorb sauber unterhalb der fünften Rippe abgetrennt worden war.

»Das hier ist seltsam«, murmelte Dr. Murphy geheimnisvoll.

Dr. Dow nickte. Er befühlte den Spannungszustand der Haut, löste die Arme und gab den Blick auf eine Stelle frei, an der ein hufeisenförmiges Stück Fleisch aus der Brust herausgeschnit-

ten worden war. Es waren jedoch die Sägemale am Hals, die seine Aufmerksamkeit erregten.

»Kein Medizinstudent würde so vorgehen«, verkündete er. Es war ganz einfach, erklärte Dr. Dow den Reportern. »Dieser Körper ist ebenso wenig von einem Medizinstudenten bearbeitet worden wie Sie und ich. Es wurde eine Säge, kein Messer benutzt, um den Kopf vom Körper zu trennen.« Und daran erkenne man das Werk des Ungeschulten: Sachkundige sägten Knochen, Gewebe hingegen durchtrennten sie mit scharfen Klingen.

»Ich bin recht gut mit den Methoden vertraut, die an den verschiedenen Hochschulen gelehrt werden«, pflichtete der medizinische Leiter ihm bei. »Das hier trägt nicht deren Handschrift. Verdächtig ist außerdem das Stück Fleisch, das aus der Brust herausgeschnitten wurde.« Möglicherweise war hier eine verräterische Tätowierung entfernt worden, äußerte er vorsichtig. Doch ohne Kopf oder ein Erkennungsmerkmal am Körper – wie ließ sich da Genaueres feststellen?

»Mal sehen ...« Dr. Murphys Miene hellte sich plötzlich auf. »Die Größe des Durchschnittsbürgers entspricht der Spannweite der Arme, gemessen von der Fingerspitze des einen Mittelfingers zur anderen Fingerspitze.« Er wandte sich nach einem Angestellten des Leichenschauhauses um. »Messen Sie Arme und Finger.«

Die versammelten Männer sahen dem Pfleger dabei zu, wie er den kopflosen Brustkorb vorsichtig aus dem Schubfach nahm, auf dem Boden ausbreitete und das Maßband ansetzte.

»180,3 Zentimeter«, verkündete er.

Dr. Dow fuhr mit der Untersuchung der Leiche fort und gab dann eine Schätzung ab.

»Ich wünsche nicht zitiert zu werden«, warnte er die Reporter, »aber ich schätze, dass der Mann ein Körpergewicht von etwa 85 Kilogramm hatte.«

Der muskulöse Brustkorb, der sich in dem Wachstuch befand, schrieb der Reporter des *Herald* später geradezu bewundernd, verwies »auf einen Mann von stattlichem Wuchs«. Die Hände waren ungewöhnlich zart und ohne Schwielen – regelrecht elegant, mit sorgfältig gepflegten Fingernägeln. Dr. Dow betastete das Gewebe an den Armen, das sich noch immer weich und geschmeidig anfühlte. Dann bewegte er die Finger. Auch sie ließen sich leicht biegen und strecken. Die Leichenstarre hatte noch nicht eingesetzt.

Schnell machte die Neuigkeit die Runde auf dem Campus des Bellevue-Krankenhauses, und bald drängten sich ein Dutzend Ärzte in der Leichenhalle, um an dem mysteriösen Paket herumzutasten und zu -piken. Der Leichenbeschauer der Stadt wurde herbeigeholt. Doch was Dr. Dow betraf, so hatte er genug gesehen. Wissend blickte der Gerichtsarzt auf den abgetrennten Brustkorb hinunter und verkündete sein fachliches Urteil.

»Der Mann, zu dem dieser Brustkorb hier gehört«, erklärte er einer verduztten Zuhörerschaft, »war vor 24 Stunden noch am Leben.«

2. DIE RÜCKKEHR EINES DETECTIVES

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen. Zufrieden saß der Mechaniker Julius Meyer in seiner Wohnung in der 127th Street in Harlem und genoss seinen freien Tag.

»Komm, Papa, lass uns Kirschen pflücken gehen!«, bettelte sein achtjähriger Sohn. Julius konnte ihm die Bitte nicht abschlagen, und so zog der Vater mit seinen beiden Söhnen – dem kleinen Edgar und dem jugendlichen Herbert, einem strammen Burschen – los in Richtung Ogden's Woods. Sie nahmen zunächst die Bahn in nördlicher Richtung und fuhren 40 Blocks bis zur Highbridge Station. Von dort liefen sie weitere zehn Blocks nach Norden – hinein in die Bronx, jener verschlafenen Gegend mit ihren Bauernhöfen, Apfelmärgen und beschaulichen Milchhöfen.

Hier oben, zwischen Undercliff Avenue und Harlem River, 170th Street und Washington Bridge, befand sich ein halbmondförmiges Waldstück, das einen die Stadt vollkommen vergessen ließ. Hier war man im Hinterland, das dicht bewachsen war mit Kiefern, Kirschbäumen und Heidelbeersträuchern, jedoch dünn besiedelt mit Menschen. Man konnte eine Stunde oder länger die Undercliff Avenue entlangschlendern, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Lediglich ein einzelnes einsames Häuschen stand auf der abgeschiedenen Wegstrecke – das einzige im Umkreis von 500 Metern. Als Julius und seine Jungs den Weg hinab in den Wald einschlugen, der knapp vier Meter tiefer als die Hauptstraße lag, hatten sie das Gefühl, ein vollkommen anderes Land zu betreten.

Während sich Julius und Herbert durch dichtes Brombeergestrüpp kämpften und zurückschnalzenden Ästen auswichen, schlüpfte der kleine Edgar geradezu mühelos durch das Un-